

((3)) Dabei meint sinnlos: „Die Feststellung der Ziele und Aufgaben, die im Sport erreicht bzw. bewältigt werden sollen, ist willkürlich.“ (11) Wie kann ein „Außenstehender“, das heißt in diesem Fall ein Mitglied der !Kungs, zu dieser Fragestellung gelangen?

### I

((4)) Dabei wäre zunächst die Frage, wie Personen dazu kommen bestimmte Verhaltensweisen als Sport zu bezeichnen. Die !Kungs, so wird berichtet, haben kein Verständnis für eine Rationalität, „die weder nach dem Sinn der Ziele und Aufgaben noch nach der Funktionalität der Regeln fragt“ (17).

((5)) In diesem Sinne hätten sie auch keinen Begriff von Spiel, das spätestens seit HUIZINGA als Ursprung aller Kultur und – in der Sicht vieler Nachfolger – des Sports angesehen wird.

((6)) Damit kein Missverständnis auftaucht, die !Kungs werden als „vollwertiges“ Mitglied der gegenwärtigen „Völkerfamilie“ betrachtet – also weder als vor- noch als postmodern.

### II

((7)) Zu den nachfolgenden Erklärungen, warum die !Kungs mit ihren Einschätzungen recht haben könnten nach HEINEMANN und FRIEDERICI, seien zunächst einige Anmerkungen erlaubt. Dabei wird davon ausgegangen, die !Kungs hätten sich entsprechende Gedanken machen können.

((8)) Die Sinnlosigkeit des Sports impliziert, dass „ihm in jeder Gesellschaft ein eigener ‘Sinn’ mit eigenen Regeln zugeschrieben werden“ (8). Was die !Kungs vielleicht nicht in Betracht gezogen haben ist, nach vergleichbaren Phänomenen Ausschau zu halten – also eine strukturvergleichende Perspektive einzunehmen; denn sonst wären sie auf ähnliche Sinnbezugslosigkeiten gestoßen, wie etwa im Verhältnis von Politikzielen und Wahlrechtsmodi.

((9)) „Die technisch-wissenschaftliche Instrumentalisierung des Körpers“ macht diesen „für die verschiedensten Zwecke und ‘Sinnzuweisungen’ offen“ (2 und 8). Leider konnten die !Kungs sich durch Erzählungen ihres Entdeckers der übrigen Welt nur ein Bild von Fabriken, aber nicht von der Arbeitswissenschaft und ihren Einsatzfeldern machen.

### III

((10)) Die im Sport realisierten „Werte sind letztlich Spiegelbild einer vorrangig westlichen Mittelschichtkultur“ und er selbst ein Produkt der westeuropäischen Kultur, wie die Medaillenverteilung bei Olympischen Spielen anzeigt (39 und 71).

((11)) Hier sind gewisse Zweifel an der Logik der !Kungs anzumelden. Oder hätten sie, wenn sie die gegenwärtigen Produktionsraten der Automobilindustrie in den einzelnen Ländern zur Kenntnis genommen hätten, auf den räumlichen Ausgangs-

punkt der Entdeckung des Motors bzw. Automobils geschlossen?

((12)) !Kungs – so werden wir belehrt – legen großen Wert auf den „Sinn der Ziele und Aufgaben“ und der „Funktionalität der Regeln“. In diesem Sinne müssten ihnen Geschichten über die Globalisierung – in diesem Fall der Invasion des europäischen Sports in außereuropäische Bereiche bei gleichzeitiger Reaktivierung nationaltypischer Sportarten – ebenso unplausibel erscheinen wie das Resultat einer Zugangschancenungleichheit in Form von Ergebnisungleichheit.

### IV

((13)) Aber was ist, wenn gerade dieser offensichtliche Unsinn gesellschaftlich Sinn macht, wenn die „Illusion der Chancengleichheit“ (BOURDIEU und PASSERON) als ein Konstitutivum „bürgerlicher Gesellschaften“ gilt, in denen das Recht auf gleiche Chancen im Sinne von Zugangschancen nicht gleichbedeutend ist mit Chancengerechtigkeit?

((14)) Die Illusion wird aber – und dies hätten die „Eingeweihten“ wissen müssen – nicht nur im Sport, sondern auch in anderen institutionalisierten Bereichen – also z.B. in Politik, Beruf, Schule, Familie – genährt

((15)) Ob bei so vielen institutionellen Stützen „bürgerlicher Gesellschaft“ der Sport funktional noch notwendig ist, mag eine offene Frage sein; sie kann nur beantwortet werden bei Berücksichtigung der Verflechtungen des Sports mit anderen gesellschaftlichen Einheiten. So wurden die !Kungs z.B. nicht über das Phänomen Zuschauer informiert.

### V

((16)) Auf jeden Fall ist den Autoren unsererseits und seitens der !Kungs bzw. der !Kungs in uns zu danken, dass sie als „Nestflüchter“ aus dem Selbstinterpretationsgehege des Sports noch einmal den Blick geöffnet haben für PLESSNERS These von vor rund 50 Jahren, dass die Gesellschaft sich im Sport widerspiegelt und umgekehrt, auch ohne strukturvergleichende Perspektive.

#### Adresse

Prof. Dr. Kurt Hammerich, Kommendeweg 24, D-50859 Köln

## Ein Periodensystem des Sports?

### Walter Herzog

((1)) Geschichten von Menschen aus fremden Kulturen – es können auch „Marsmenschen“ sein – sind ein beliebtes Stilmittel, um der eigenen Kultur den Spiegel vorzuhalten. Aber wie plausibel sind solche Geschichten, wenn wir davon aus-

gehen, dass es immer noch *Menschen* sind, die sich über uns, die wir ebenfalls Menschen sind, ein Urteil bilden? Wie „sinnlos“ der Sport auch erscheinen mag, würde ein Angehöriger eines südafrikanischen Stammes tatsächlich nicht verstehen, worum es geht, wenn er zum ersten Mal einen Mittelstreckenlauf, ein Golfturnier oder einen Basketballmatch sieht ((1))? Vielleicht würde er nicht sogleich begreifen, nach welchen Regeln die Fremdlinge um die Wette rennen bzw. den Ball behandeln, aber er würde ziemlich sicher erkennen, dass sie ihr Tun an Regeln ausrichten. Und er dürfte schnell einmal vermuten, dass es sich um eine Spielsituation handelt, die ihm auch aus der eigenen Kultur vertraut ist. Da Spiele bereits in der Tierwelt vorkommen, und zwar je höher die Tierart desto häufiger (vgl. Bekoff & Byers 1998; Bruner, Jolly & Sylva 1985; Vandenberg 1978), dürften Menschen aufgrund ihrer phylogenetischen Vergangenheit zumindest den Spielaspekt des Sports problemlos verstehen. Es müsste schon vorausgesetzt werden, dass „Homo ludens“ ausschließlich ein Kulturwesen ist, wenn die Geschichte, die uns Heinemann und Friederici erzählen, belegen wollte, dass Mumko überhaupt nicht verstanden hat, was ihm in der fremden Welt begegnet ist. Da die Autoren den Spielcharakter des Sports jedoch aus ihrer Analyse aussparen, muss ihnen entgangen sein, wie unplausibel ihre Einstimmung ins Thema ist.

((2)) Eine gewisse Plausibilität käme der Geschichte von Mumko ((1)) dann zu, wenn sie nicht auf den Sport, sondern auf spezifische Sportarten bezogen würde, für deren Regeln Außenstehende in der Tat oft kein Verständnis aufbringen. Nicht der Sport wäre dann die fremde Welt, sondern eine bestimmte Sportart oder Sportkultur. Auf die Möglichkeit, ihre Geschichte so zu interpretieren, verweisen die Autoren selber, wenn sie unter dem Hinweis auf Besonderheiten von Segeln, Bergsteigen und Golfspielen bemerken, !Kungs seien überall ((Anmerkung 8)).

((3)) Diese Interpretation ihrer Geschichte würde das Anliegen von Heinemann und Friederici allerdings unterlaufen, denn was sie uns sagen wollen, ist, dass es „den“ Sport nicht gibt. Sport sei „bei genauerer Betrachtung kein universelles Phänomen“ ((37)). Was die Autoren damit meinen, ist jedoch unklar. Haben wir es mit einer empirischen Aussage zu tun? Empirisch könnte durchaus zutreffen, dass nicht überall auf der Welt Sport getrieben wird und es Gesellschaften gibt, die einen Kulturbereich „Sport“ nicht kennen. Die Geschichte von Mumko scheint uns genau dies sagen zu wollen. Auch in historischer Hinsicht könnte zutreffen, dass es Sport nicht schon immer gegeben hat und er insofern „kein universelles Phänomen (ist)“ ((37)). Das scheinen die Autoren aber nicht zu meinen, denn es heißt ausdrücklich, dass Sport „überall auf der Welt betrieben (wird)“ ((Zusammenfassung)), weshalb eine „Begründung des Sports als universelles Phänomen“ ((4)) durchaus möglich wäre, auch wenn sich Heinemann und Friederici selber dafür nicht interessieren. Wenn aber überall auf der Welt Sport getrieben wird, weshalb konnten die !Kung dann nicht verstehen, wovon ihnen Mumko berichtete?

((4)) Oder geht es um Unterschiede im Wortgebrauch? Werden der Ausdruck „Sport“ und seine sprachlichen Äquivalente nicht überall in gleicher Weise verwendet? Nennen die ei-

nen „Sport“, was andere anders bezeichnen? Auch das wäre eine empirische Frage. Aber auch darum scheint es nicht zu gehen, sehen die Autoren im Sport doch durchweg eine Tatsache und nicht ein semantisches Problem. Einer „Wortgeschichte“ des Sports messen sie geringe Erklärungskraft zu ((6)). An begrifflichen Fragen scheinen sie schon gar nicht interessiert zu sein, was dazu führt – wie sie selber erkennen –, dass „an verschiedenen Stellen“ ihres Beitrags „sprachliche Verwirrung“ entsteht ((Anmerkung 21)). In der Tat besteht diese Verwirrung, und die Hoffnung, „dass aus dem Kontext deutlich wird, was jeweils gemeint ist“ ((ebd.)), hat sich zumindest in einem Fall (nämlich in meinem) nicht erfüllt.

((5)) Selbst wenn der Sport im empirischen Sinn kein universelles Phänomen darstellen würde oder wenn in unterschiedlichem Sinne von ihm die Rede wäre, müsste er terminologisch als Allgemeinbegriff eingeführt werden. Auch einem partikularen, d.h. räumlich oder zeitlich relativen Phänomen muss eine allgemeine (universelle) Bedeutung zukommen. Denn Begriff und Tatsache sind verschiedene Dinge. Genau so wie Marder Fleisch fressen, einen Pelz und vier (kurze) Beine haben, auch wenn es nicht überall auf der Welt Marder gibt und es evolutionsbiologisch nicht immer Marder gegeben hat, sind dem Sport Merkmale zuzuweisen, die von definitorischer Bedeutung sind, egal ob er ein globales oder lokales Phänomen darstellt.

((6)) Es scheint, dass Heinemann und Friederici gleicher Meinung sind. Denn zumindest im Titel ihres Beitrags geben sie zu verstehen, dass es neben der Vielfalt der sportlichen Kulturen auch eine Einheit des Sports gibt – wobei unklar ist, weshalb der Sport im Titel und im ersten Satz der Zusammenfassung in Anführungszeichen steht. Auch der Vergleich des Sports mit einem Auto, das trotz der Fülle an Marken und Modellen als Auto erkennbar bleibt ((75)), lässt den Schluss zu, dass der Sport in begrifflicher Hinsicht eine Einheit bildet. Man kann es sich auch anders kaum vorstellen, denn Vielfalt ergibt sich erst auf dem Hintergrund von Einheit, Unterschiede lassen sich nur erkennen, wo auch Gemeinsamkeiten sind. Konsequenterweise bezweifeln die Autoren nicht, dass es im Sport Gemeinsamkeiten gibt ((4, 75)). Dafür spricht auch, dass sie von „Charakteristika und Regeln *des Sports*“ ((65)) sprechen, von „ethische(n) Basiswerte(n) *des Sports*“ ((40)), von der „Grundidee *des Sports*“ ((42)), vom „Basisprinzip *des Sports*“ ((49)) etc. (Hervorhebungen W.H.).

((7)) Anders als die Regeln einzelner Sportarten, können die „Regeln des Sports“ ((42)) nicht beliebig sein, da sie den Sport *als Sport* konstituieren. Es sind nicht Regeln, die einer naturwüchsigen Praxis sekundär Normen auferlegen, wie zum Beispiel die Verkehrsregeln dem Verkehrsverhalten, sondern Regeln, die den Sport in seiner praktischen Wirklichkeit allererst erzeugen (vgl. Drexel 1998; Herzog 2002). Damit muss es den Sport allein schon aus theoretischen Gründen auch im Singular geben. Und es ist falsch, wenn die Autoren sagen, die „Regeln des Sports“ seien „beliebige Festlegungen“ ((15)) bzw. die „Ziele und Regeln des Sports“ seien „beliebig“ ((27)). Nur die Regeln der *Sportarten* lassen sich beliebig festlegen, aber nicht die Regeln des *Sports*.

((8)) Was aber charakterisiert den Sport in seiner begrifflichen Einheit? Was sind die Gemeinsamkeiten der verschiedenen Sportarten? Zwar möchten sich Heinemann und Friederici mit dieser Frage lieber nicht beschäftigen ((4)), doch schlagen sie ein Modell vor, das sie im Prinzip beantworten lässt. Sie postulieren nämlich eine Art Periodensystem des Sports, in dem zwei Elemente verzeichnet sind, aus deren Verbindung die phänomenal gegebene Vielfalt der Sportkulturen hervorgehen soll ((8)). Die beiden Elemente sind erstens die Sinnlosigkeit der Ziele des Sports und der rituelle Charakter seiner Regeln und zweitens die wissenschaftlich-technische Instrumentalisierung des Körpers ((2)). Damit werden zwei Merkmale postuliert, die zur Definition eines Allgemeinbegriffs von Sport verwendet werden können.

((9)) Aber lässt sich der Sport mit diesen „zwei konstitutiven Variablen“ ((Zusammenfassung)) als *universelles* Phänomen nachweisen? Wohl kaum. Den Autoren scheint es auch nicht um den Sport schlechthin, sondern um den *modernen* Sport zu gehen. Nicht nur Abschnitt 2, der die beiden Ingredienzien ihres Sportbegriffs näher erläutert, nimmt in der Überschrift Bezug auf den modernen Sport, auch andere Stellen lassen vermuten, dass es nicht um einen umfassenden Sportbegriff geht, sondern lediglich um die Kennzeichnung des modernen Sports ((2, 5, 8, 21, 50, 52)) bzw. des Sports in der modernen Gesellschaft ((3, 7, 21, 22)).

((10)) Falls sich Heinemann und Friederici tatsächlich nur auf den modernen Sport beziehen sollten, wäre interessant zu erfahren, was die Kriterien des nicht-modernen Sports sind oder ob es sich beim Ausdruck „moderner Sport“ allenfalls um einen Pleonasmus handelt. Da der Ausdruck „traditioneller Sport“ ((33)) zumindest einmal vorkommt und auch von „traditionelle(n) Sportarten“ ((7)) sowie „aristokratische(n) Sportarten“ ((34)) die Rede ist, darf angenommen werden, dass es auch nicht-moderne Formen des Sports gibt. „Sport“ und „moderner Sport“ stellen demnach keine Synonyme dar. Was aber wären die Kriterien eines umfassenden (universellen) Sportbegriffs?

((11)) Nachdem man glaubte verstanden zu haben, dass es der Begriff des *modernen* Sports ist, der nach den Variablen Sinnlosigkeit und Körperlichkeit dimensioniert wird, stellt sich Zweifel ein, denn plötzlich ist vom „europäischen Sport“ die Rede ((29ff.)). Bei dessen Rekonstruktion wird aber nicht auf die zuvor erläuterten Elemente der Sinnlosigkeit und Körperlichkeit zurückgegriffen, sondern auf den „englischen Sport“, das „deutsche Turnen“ und die „schwedische Gymnastik“ ((29ff.)). Die Metapher des Periodensystems wird neu ausgelegt: Wie man „aus gleichen chemischen Elementen ganz unterschiedliche Substanzen mischen kann“ ((31)), sind es nun der Sport, das Turnen und die Gymnastik, aus deren Verbindung die „nationale(n) Sportkulturen“ ((ebd.)) hervorgehen. Das gilt auch für die olympischen Sportarten, die ebenfalls nicht als unterschiedliche Synthesen von Sinnlosigkeit und Körperlichkeit, sondern als Mischformen von (englischem) Sport, Turnen und Gymnastik dargestellt werden ((39)). Wobei die „drei Quellen des Sports“ ((31)) auf zwei schrumpfen: (englischer) Sport (mit dem Code Wettkampf) und Turnen/Gymnastik (mit dem Code Erziehung) ((39)). Könnte es sein, dass es zuvor doch nicht um einen partikula-

ren („modernen“), sondern um einen universellen Sportbegriff gegangen ist? Oder ging es um den *englischen* Sport, dem nun in einem erweiterten Periodensystem die Elemente Turnen und Gymnastik zur Seite gestellt werden?

((12)) Sofern die Sinnlosigkeit der Ziele und Regeln sowie die Instrumentalisierung des Körpers trotz allem einen umfassenden Sportbegriff begründen sollten, wie gut wären dann die Kriterien gewählt? Die Sinnlosigkeit stellt kein trennscharfes Kriterium dar, da sie nicht beanspruchen kann, sport-spezifisch zu sein. Sie ergibt sich aus dem spielerischen Charakter des Sports und gilt demnach auch für andere Formen von Spiel. Spiele bilden Zonen des „Unernstes“, die vom Alltag durch Grenzlinien entrückt sind. Das trifft auch auf Literatur, Theater, Film, bildende Kunst und Musik zu, denen ebenfalls eine spielerische Herkunft nachgesagt wird (vgl. Huizinga 1981). Auch in Bezug auf Malerei und Musik ließe sich daher die Frage nach Sinn und Zweck stellen. Was würde Mumko seinen Stammesgenossen wohl erzählt haben, wenn es ihn nicht in die Welt des Sports, sondern in diejenige der (europäischen) Musik verschlagen hätte? Auch die Musik hätte ihm als sinnlos erscheinen müssen, werden doch auch ihre Regeln „beliebig festgelegt“ ((14)) und hat doch auch sie keinen Zweck außerhalb ihrer selbst. (Was nicht ausschließt, dass sich die Musik – genauso wie der Sport ((18ff.)) – für banale Zwecke instrumentalisieren lässt.)

((13)) Während die Sinnlosigkeit kein Sportspezifikum ist, trifft die Instrumentalisierung des Körpers nicht auf den Sport generell zu. Im Pferde-, Schiess- oder Motorsport wird der Körper ganz anders genutzt als im Radsport, beim Boxen oder in der Leichtathletik. Schach wird sogar ausdrücklich als „Denksport“ bezeichnet, und beim Tanzen, Bergsteigen, Surfen oder Fallschirmspringen geht es eher darum, eine bestimmte körperliche Verfassung zu erreichen als den Körper zu instrumentalisieren (vgl. Aufmuth 1994; Rheinberg 1996). Dass „fernöstliche Bewegungskulturen“ ((73)) ein anderes Körperverständnis beinhalten, erwähnen die Autoren selber. Selbst wo die Instrumentalisierung des Körpers eine Rolle spielt, ist sie kaum ausreichend, um siegreich zu sein. Kognitive und soziale Fähigkeiten, wie sie insbesondere in Mannschaftssportarten gefragt sind, lassen sich nicht in gleicher Weise technisch erzeugen, wie dies bei körperlichen Leistungen der Fall sein mag.

((14)) Wenn es Heinemann und Friederici demnach trotz allem um die Begründung eines universellen Sportbegriffs gegangen wäre, dann schienen mir die „Rohmaterialien“ der Sinnlosigkeit der Regeln und der Instrumentalisierung des Körpers schlecht gewählt oder aber zumindest nicht ausreichend zu sein. Selbst für das Anliegen, den modernen oder europäischen Sport begrifflich zu begründen, sind die Kriterien ungenügend. Bezeichnenderweise verwenden die Autoren bei der Erläuterung des Merkmals der Sinnlosigkeit Konzepte, die über die beiden Ingredienzien hinausgehen, wie „Kampf“ ((10)), „Wettkampf“ ((13, 14)), „Sieger“ ((11, 12)) und Knappheit der Mittel ((15, 16)). Später ist auch von „Gewinnern und Verlierern“ ((23)), von „Leistung“ ((22)) und „Leistungsüberbietung“ ((22)) die Rede. Die Beispiele sind dem modernen Leistungssport entnommen, der sich mit den Kriterien Sinnlosigkeit der Ziele und Instrumentalisierung des Körpers allein kaum definieren lässt.

((15)) Es ist zweifellos ein legitimes Anliegen, „auf die Vielfalt der Sportkulturen aufmerksam zu machen“ ((74)). Diese empirische Zielsetzung ist aber ohne begriffliche Klarheit nicht zu erreichen. Ist der Sport nun ein universelles Phänomen oder nicht? Kommt ihm bei aller Vielfalt auch eine Einheit zu? Was sind über die Regeln der Sportarten hinaus die Regeln des Sports? Fragen wie diese lassen sich ohne klare Begriffe nicht beantworten.

((16)) Die „sprachliche Verwirrung“ ((Anmerkung 21), die sie erzeugen, trifft die Autoren selbst, indem sie zu ungerechtfertigten Schlüssen verleitet werden. So wird der ungleiche Anteil der Kontinente am Medaillensegen der Olympischen Spiele ((38)) nicht als empirisches Faktum hingenommen, sondern gegen den Begriff des Sports gerichtet. Der Ursprung des Sports in Europa und seine Werte, die typisch für europäische Mittelschichten seien ((44)), werden dafür verantwortlich gemacht, dass Athleten aus außereuropäischen Kulturen geringere Erfolgchancen haben ((46)). Dadurch zerstöre der Sport in dem Masse, wie er sich international verbreite, seine Basiswerte und sich selbst ((40, 49)). Das ist kein korrektes Argument. Nach philosophischer Überzeugung kann die Genese einer Idee nicht gegen deren Geltung ins Feld geführt werden. Das zeigen die Autoren selber, wenn sie der Achtung der Menschenwürde universelle Geltung zumessen ((54ff.)), obwohl auch die Menschenrechte europäischer Herkunft sind. Auch in anderen Lebensbereichen, wie zum Beispiel der Bildung, sind Zugang und Erfolg ungleich verteilt. Trotzdem kann daraus nicht abgeleitet werden, die Idee der Chancengleichheit sei partikular und würde sich daher selber ad absurdum führen.

((17)) Es bleibt der Eindruck einer zwar interessanten, aber begrifflich unzulänglichen Analyse der „Einheit und Vielfalt“ des Sports. Persönlich hoffe ich, dass die Autoren in ihrer Replik wenigstens die elementare Unentschiedenheit ihres Textes ausräumen, ob der Sport nämlich ein universelles Phänomen ist oder nicht, und auch begründen, weshalb das eine oder das andere zutrifft.

### Literatur

- Aufmuth, U.:  
Zur Psychologie des Bergsteigens. Frankfurt a. M.: Fischer 1994.
- Bekoff, M. & J. A. Byers (eds.):  
Animal Play. Evolutionary, Comparative, and Ecological Perspectives. Cambridge: Cambridge University Press 1998.
- Bruner, J. S., A. Jolly & K. Sylva (eds.):  
Play – Its Role in Development and Evolution. Harmondsworth: Penguin (2. Aufl.).
- Drexel, G.:  
Regel, in: O. Grupe & D. Mieth (eds.): Lexikon der Ethik im Sport. Schorndorf: Hofmann 1998 (2. Aufl.), p. 430-436.
- Herzog, W.:  
Im Laufe der Zeit. Kulturelle Eigenart und moralischer Gehalt des Sports, in: Sportwissenschaft 2002 (32), p. 243-260.
- Huizinga, J.:  
Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Reinbek: Rowohlt 1981.
- Rheinberg, F.:  
Flow-Erleben, Freude am riskanten Sport und andere „unvernünftige“ Motivationen, in: J. Kuhl & H. Heckhausen (eds.): Motivation, Volition und Handlung. Göttingen: Hogrefe 1996, p. 101-118.

Vandenberg, B.: Play and Development From an Ethological Standpoint, in: American Psychologist 1978 (33), p. 724-738.

### Adresse

Prof. Dr. Walter Herzog, Universität Bern, Institut für Erziehungswissenschaft, Abteilung Pädagogische Psychologie, Muesmattstr. 27, CH-3012 Bern  
Email: herzog@sis.unibe.ch

## Sport als kulturelle Praxis

### Gabriele Klein

((1)) Der Annahme entgegend, dass Sport ein universelles Phänomen sei, behauptet der Hauptartikel von Klaus Heinemann und Markus R. Friederici die Vielfalt der Sportkulturen, die sich, so die Autoren, auf zwei Variablen: die Sinnlosigkeit der Ziele des Sports sowie die technisch-wissenschaftliche Instrumentalisierung des Körpers gründe. Die folgenden Bemerkungen nehmen zum einen zu dieser zentralen Grundannahme Stellung und zielen darauf ab, diese kultursoziologisch zu hinterfragen. Zum anderen setzt sich diese Kritik mit der These einer technisch-wissenschaftlichen Instrumentalisierung des Körpers auseinander.

### 1. ‚Sport‘:

#### Begriff, Phänomen oder kulturelles Konzept?

((2)) Heinemann und Friederici verstehen ‚Sport‘ mitunter als einen Begriff ((5)), mitunter als ein Phänomen ((abstract)), das sie z.T. als gesellschaftliches oder modernes, als globales oder auch nationales charakterisieren. Sie folgen dem Gedanken, dass sich unter dem Begriff und seiner „Wortgeschichte“ ((6)) resp. dem Phänomen Sport eine kulturelle Vielfalt versammele. ‚Sport‘ wird dabei von den Autoren weder gesellschaftstheoretisch noch kulturtheoretisch verankert.

((3)) ‚Sport‘ ist aber nicht nur ein Begriff, sondern lässt sich selbst als ein kulturelles Konzept, als ein spezifisches Konzept der (Bewegungs-)Kultur der Moderne verstehen. Anders als die Autoren, die dem Sport Sinn- und Wertlosigkeit unterstellen und damit dem Phänomen selbst Kulturalität absprechen, lässt sich der moderne Sport als Kultur, d.h. als ein spezifisches Bedeutungsgewebe *und* eine spezifische Körper- und Bewegungspraxis deuten, die sich global verbreitet und an den verschiedenen Lokalitäten mit den jeweiligen (bewegungs-)kulturellen Praktiken vermischt, diese domestiziert oder verdrängt hat.

Sport als die dominierende Bewegungskultur der modernen Gesellschaft wäre aus dieser Perspektive eine Praxis par excellence, über die die Akteure die Prinzipien der modernen Gesellschaft – wie Individualität, Leistung, Konkurrenz – im und über das körperliche Handeln einüben und habitualisieren konnten und können.

((4)) ‚Sport‘ wird von den Autoren als ein Begriff genutzt, mit dem sie das unternehmen, was sie eigentlich zu kritisieren